

Carl-Zuckmayer-Medaille des Landes Rheinland-Pfalz 2024 MATTHIAS BRANDT



Carl-Zuckmayer-Medaille 
 des Landes
Rheinland-Pfalz 2024 
MATTHIAS BRANDT

Carl-Zuckmayer-Medaille
des Landes Rheinland-Pfalz 2024
MATTHIAS BRANDT

**Carl-Zuckmayer-Medaille
des Landes
Rheinland-Pfalz 2024**

MATTHIAS BRANDT
Eine Würdigung



18. Januar 2024 im Staatstheater Mainz

Inhaltsverzeichnis

<i>Ministerpräsidentin Malu Dreyer: Wir ehren Matthias Brandt</i>	9
<i>Im Gespräch: Carlotta Hein mit Matthias Brandt und Malu Dreyer</i>	17
<i>Lesung Carlotta Hein: „Blau, gelb und weiß“ aus Raumpatrouille</i>	24
<i>Laudatio: Helge Malchow, Editor-at-Large im Verlag Kiepenheuer & Witsch</i>	32
<i>Matthias Brandt: Dankesrede</i>	42
<i>Matthias Brandt: Biografie</i>	48
<i>Carl-Zuckmayer-Medaille: Preisträgerinnen/Preisträger, Jury</i>	49



Rede von Ministerpräsidentin Malu Dreyer
Verleihung der Carl-Zuckmayer-Medaille
an Matthias Brandt

18. Januar 2024, Staatstheater Mainz

Guten Abend, meine sehr verehrten Herren und Damen, liebe Freunde und Freundinnen der Zuckmayer-Preisverleihung.

Ich begrüße Sie ganz, ganz herzlich hier im Großen Haus unseres Staatstheaters und ich freue mich sehr, dass Sie alle da sind, trotz Eis und Schnee. Der junge Carl Zuckmayer hatte hier in diesem Theater einen Abonnementplatz. Am 18. Januar 1977 starb der im rheinhessischen Nackenheim geborene Schriftsteller. Mit seinem Namen und seinem Todestag hat das Land Rheinland-Pfalz die Medaille verbunden, die wir heute zum 47. Mal verleihen.

Mein herzlicher Dank gilt wie immer dem Intendanten des Staatstheaters Mainz, Markus Müller, und seinem gesamten Team, das mit uns diesen Abend gestaltet. Herzlichen Dank. Wie schön, dass Sie, liebe Carlotta Hein, als festes Ensemblemitglied dieses wunderbaren Hauses, uns durch den heutigen Abend führen.

Ich danke auch Alexander Wasner und dem SWR für das warmherzige Porträt über den „Schauspielerschriftsteller“.

Meine sehr verehrten Herren und Damen, liebe Gäste, wir würdigen einen großen deutschen Schauspieler und Autor, der die feinen Zwischentöne, die Brüche und Vielfältigkeit des Lebens mit seinen Worten und seiner Schauspielkunst zum Leuchten bringt. Ich habe die große Freude und die große Ehre, heute die Carl-Zuckmayer-Medaille 2024 an Matthias Brandt zu verleihen.

Lieber Herr Brandt: Herzlich willkommen!

Die Wahl der Jury fiel in diesem Jahr auf Sie, weil Sie seit vielen Jahrzehnten hoch anspruchsvolle Kunst schaffen, die ein breites Publikum begeistert. Als literarischer Erzähler, als Autor und Schauspieler machen Sie sich durch das gesprochene, rezitierte und geschriebene Wort gleich in mehrfacher Weise um die deutsche Sprache verdient. Und das ist bekanntermaßen die Voraussetzung für die Verleihung der Carl-Zuckmayer-Medaille.

Dieser Facettenreichtum Ihres künstlerischen Schaffens ist mehr als beeindruckend. Die Bestseller „Blackbird“ und „Raumpatrouille“ werden die allermeisten, die heute unsere Gäste hier sind, gelesen haben. Und ich freue mich sehr, den Lektor dieser großartigen Bücher, den ehemaligen Verleger, nun Editor-at-large bei Kiepenheuer & Witsch, den langjährigen Wegbegleiter von Matthias Brandt als Laudator willkommen zu heißen. Schön, dass Sie gekommen sind, lieber Helge Malchow! Herzlich willkommen.

Stellvertretend für die 15-köpfige Jury für die Verleihung der Carl-Zuckmayer-Medaille möchte ich die Vorsitzende, stellvertretende Ministerpräsidentin und Kulturstaatsministerin des Landes Rheinland-Pfalz, Katharina Binz, sehr herzlich begrüßen.

Und ich freue mich, den Präsidenten der Carl-Zuckmayer-Gesellschaft, Herrn Bürgermeister Günter Beck sowie Nackenheims Ortsbürgermeister René Adler und weitere Vertreter und Vertreterinnen aus Zuckmayers Geburtsort als Gäste am heutigen Abend begrüßen zu dürfen. Auch Ihnen ein herzliches Willkommen.

Und stellvertretend für die vielen Abgeordneten des rheinland-pfälzischen Landtages, die heute Abend da sind, grüße ich die stellvertretende Präsidentin Kathrin Anklam-Trapp und die Vorsitzenden der Landtagsfraktionen, sowie die Abgeordneten.

Und herzlich willkommen ebenso meinen Kollegen und Kolleginnen aus dem Kabinett die Staatsminister und Staatsministerinnen, Doris Ahnen, Dr. Stefanie Hubig und Minister Michael Ebling.

Und schön, dass der ehemalige Ministerpräsident Rudolf Scharping heute bei uns ist und mit ihm viele ehemalige Kabinettsmitglieder. Eine große Ehre für uns.

Und last but not least begrüße ich herzlich den Präsidenten des Verfassungsgerichtshofes Rheinland-Pfalz, Prof. Dr. Lars Brocker und den Oberbürgermeister unserer Landeshauptstadt, Nino Haase. Seien Sie uns alle auf herzlichste willkommen.

Wie schön, meine sehr verehrten Gäste, dass heute Abend so viele Kulturschaffende hier sind.

Kunst und Kultur sind mir und meiner Landesregierung eine wahre Herzensangelegenheit. Kulturelle Teilhabe im ganzen Land zu ermöglichen: Das ist der Anspruch bei uns in Rheinland-Pfalz und deshalb investieren wir schwerpunktmäßig zum Beispiel in die Sanierung unserer Theater, aktuell in Koblenz und bei der Trierer Tuchfabrik. Deshalb schaffen wir zukunftsfeste Strukturen für unsere freie Szene. Und deshalb können Sie als Kunst- und Kulturschaffende ganz sicher sein, dass Sie in der Landesregierung eine echte Partnerin an Ihrer Seite haben.

Für uns sind die Räume, die Kultur öffnet, von unschätzbarem Wert. Gerade in einer Zeit, in der Krieg in Europa und im Nahen Osten herrscht, in der sich das Leben und das Arbeiten grundlegend verändert. Gerade in einer Zeit, in der Menschen Orientierung und Halt suchen, braucht die Gesellschaft – brauchen wir alle – die Kultur: Sie ist es, die uns zum Nachdenken und Diskutieren herausfordert und die Räume dafür schafft, die Konfrontationen genauso wie Perspektivenwechsel ermöglicht; die uns inspiriert und uns anspornt. Und die uns Weite schenkt: Durch Kultur können wir uns auch erholen, wir können genießen, lachen und träumen. Danke an alle Kulturschaffenden.

Meine sehr verehrten Gäste, wenn ich Matthias Brandt im Fernsehen sehe, dann weiß ich direkt: ein besonderer Blick, ein bestimmter Tonfall, seine Art wird mich ganz tief berühren.

Matthias Brandt spricht mit seinen Augen, er spricht mit den Pausen

zwischen den Sätzen, er vermag wie wenige andere seiner Stimme eine Klangfarbe zu geben, die unter die Haut geht.

Und unter die Haut gehen auch die gesellschaftlichen Themen und die Personen, die er mit seiner Schauspielkunst in den Mittelpunkt stellt.

Ich denke an Martin Kaminski, der Gute-Nacht-Geschichten von der drei-ägigen Katze Mona erzählt und seiner 5-jährigen Tochter Lona am Abendbrottisch erklärt: „Wenn man was nicht wissen tut, dann ist das nicht schlimm.“ Der Film „In Sachen Kaminski“ zeigt eindrücklich, dass am Ende unverstellte Liebe und familiäre Wärme das Maß aller Dinge ist.

Ich denke an August Benda, den klugen Chef der „Politischen Polizei“ in der viel beachteten Serie „Babylon Berlin“. Dort ist er der Verteidiger der Weimarer Republik. Wir haben es eben gesehen und er ist derjenige, der als Bürger mit jüdischen Wurzeln Antisemitismus klar zu spüren bekommt, der die bedrohte Demokratie schützen will und sich am Ende auf verlorenem Posten sieht.

Und ich denke an den Betriebsdirektor Hendrik Spiess, den Matthias Brandt einmal als „Typus des Mitläufers“ bezeichnet hat. Spiess leitete im Film die Firma, die Contergan auf den Markt und so viel Leid über tausende Familien gebracht hat. Der Fernsehweiteiler wurde mehrfach ausgezeichnet und hat das brisante Thema noch mal klar ins öffentliche Bewusstsein gerückt.

Und ich denke an Magnus A. Cramer, den CEO der Fin-Tech Firma mit dem schönen Namen CableCash AG in der Netflix-Serie „King of Stonks“. Er sagt den so zeitgemäßen wie auch gefährlichen Satz: „Weil ich so strahle, sind alle geblendet.“

Ich denke an den melancholischen Hanns von Meuffels im Polizeiruf 110 – auch das gucken wir manchmal sonntags – und ich vergesse natürlich die brillante Darbietung des Günter Guillaume im preisgekrönten Fernsehfilm „Im Schatten der Macht“ nicht. Hier zeigt sich für mich eine verspielte Neugierde, eine echte Offenheit gegenüber Rollen und Figuren. Und es zeigt mir auch, lieber Herr Brandt, Ihr Augenzwinkern gegenüber dem



„komischen Beruf“ Ihres Vaters.

Ihre Herkunft aus einem zutiefst politischen Elternhaus und Ihr wachsender wie differenzierter Blick auf das Weltgeschehen sind in Ihrer Arbeit durch und durch zu spüren.

Vor zwei Monaten haben Sie, lieber Matthias Brandt, in einer Rede für den Fußballtrainer Christian Streich gesagt: das Interessante, das Lebenswerte sei das Offenlegen der Bruchstellen, weil genau in diesen Bruchstellen Kreativität sitzt.

Ich finde, jeder, der sich mit Ihnen beschäftigt, spürt, wie aufrichtig Sie an den Menschen interessiert sind und wie unvoreingenommen Sie die Welt um sich herum beobachten, damit so viel von diesen Rissen und Bruchstücken den Weg zu uns findet.

Durch die Kunst, Zwischentöne zu zeigen, durch die großartige Fähigkeit, Melancholie mit Komik, Schmerz mit Freude zu verbinden, bringt Matthias Brandt die Vielseitigkeit des Lebens zum vollen Ausdruck. Bei ihm fühlt jeder und jede: Der Mensch zweifelt, der Mensch lacht, der Mensch hadert, der Mensch weint, der Mensch hofft, der Mensch liebt.

Und mit seiner Sprache und seinem Spiel gibt er uns, den Rezipienten, große Fragen mit: Was ist eigentlich das Wesentliche? Wie viele Schattierungen hat das Mensch-Sein? Warum berührt das Ungefähre, das Unklare so tief, wo viele von uns doch gewohnt sind, schwarz und weiß, richtig und falsch, so klar unterscheiden zu meinen?

Die Zuckmayer-Fans unter uns, die wissen, dass ganz genau darin das Verbindende zwischen Ihnen und Carl Zuckmayer liegt. Auch er lenkte durch seine Stücke unseren Blick auf den Menschen in einem bestimmten System.

Alles Menschliche ist ambivalent, brüchig, widersprüchlich. Und das ist doch das Spannende, gerade im Spiegel der Kunst. Die uns so als Gesellschaft aufrütteln und herausfordern kann. Und die dabei auch eine Quelle der Hoffnung ist.

Meine sehr verehrten Herren und Damen,
Zuversicht, Zutrauen, Zukunftsmut, ich bin der festen Überzeugung, dass wir diese so dringend brauchen wie lange nicht mehr in der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. Im 75. Geburtstagjahr unseres Grundgesetzes ist die Demokratie unter großem Druck.

Mir ist es heute Abend ein Bedürfnis und auch ein echtes Anliegen, wo in Mainz wie in ganz Deutschland Demonstrationen gegen Rechtsextremismus stattfinden, ganz klar das auszusprechen: Stoppt die Brandstifter, stoppt die Demokratiefeinde.

Rechtsextremisten, sie sagen, was sie tun und sie tun, was sie sagen. Wir leben in einer Zeit, in der sie millionenfache Deportationen und Vertreibungen planen, wenn sie an der Macht sind. In der sie die Menschenwürde und das demokratische Gleichheitsversprechen offen infrage stellen. Wir leben in einer Zeit, in der ganz viele Menschen in Deutschland auch Angst haben.

Allen Bürgern und Bürgerinnen, die sich bedroht fühlen, die Angst haben, sage ich sehr klar: Sie können sich der gesellschaftlichen Solidarität und des Schutzes durch den demokratischen Rechtsstaat sicher sein.

Schutz gibt zudem die Gemeinschaft. Wenn wir als Demokraten und Demokratinnen gemeinsam handeln und uns wehren. Wir lassen nicht zu, dass die Demokratieverächter alles übertönen, weil sie besonders laut und besonders schrill sind. Deshalb müssen wir alle, aus Politik und Medien, aus Kultur, Religionsgemeinschaften und Wissenschaft, aus Wirtschaft und Gewerkschaften, wir alle müssen die eigene Stimme nutzen für Demokratie und für Menschlichkeit. Es ist keine Zeit mehr den Mund zu halten, sondern wir müssen sprechen und zwar an jeder Stelle an der wir Verantwortung tragen.

Meine sehr verehrten Gäste, liebe Gäste,
ich bin dankbar, dass es Künstler wie Matthias Brandt gibt, die der Menschlichkeit eine eigene Sprache schenken, die sich mit ihren ganz eigenen Mitteln einmischen.

All die Traurigkeit und Schönheit menschlicher Geschichten erreichen uns durch seine Kunst ganz unmittelbar, beim Zuschauen, beim Zuhören, beim Lesen. Das Menschliche bekommt durch seine Kunst die ganz große Bühne. Matthias Brandt zeigt damit auch: Niemand muss laut oder schrill sein, um eine Botschaft zu vermitteln, um Gehör zu finden, um Menschen zu berühren.

Als brillanter Schauspieler, als feinsinniger Schriftsteller, als hochmusikalischer Wortkünstler, setzt Matthias Brandt wichtige Themen, er bringt die Sprache zum Klingen und folgt dabei seinen eigenen Melodien, seinem eigenen Rhythmus.

Ich freue mich und ich bin wirklich sehr, sehr begeistert darüber, dass ich heute die Ehre habe diesem wunderbaren Menschen die Carl-Zuckmayer-Medaille 2024 zu überreichen.

Herzlichen Glückwunsch Matthias Brandt.



Im Gespräch:
Carlotta Hein mit Matthias Brandt
und Malu Dreyer

Carlotta Hein:

Ich gratuliere natürlich auch und würde euch gerne zu mir ins Wohnzimmer bitten, dann können wir uns noch ein wenig unterhalten. Frau Dreyer, wollen Sie hier Platz nehmen, Herr Brandt kann gerne auf die Couch. Wollen Sie einen Schluck Wasser haben?

Willkommen in meinem Wohnzimmer hier, ich habe vorhin ein Lied gesungen aus den 70er-Jahren und uns interessiert, was Sie für Musik gehört haben – damals und heute?

Matthias Brandt: Damals und heute, ja, das hat sich geändert und auch wieder nicht geändert. Jetzt muss man dazu sagen, als junger und heranwachsender Mensch spielte Musik eine andere Rolle, als sie heute spielt. Ich habe nach wie vor ein enges Verhältnis zur Musik, aber damals war das ja ein ganz wichtiges Mittel zur Persönlichkeitsfindung. Also man hat sich sehr stark über die Musik definiert, die man gehört hat. Man konnte noch nicht streamen, Musik war noch nicht unbegrenzt verfügbar. Ich glaube, ich konnte mir damals so alle zwei Monate eine LP kaufen und die Entscheidung war die größte für ein paar Jahre, die in meinem Leben überhaupt zu treffen war. Wenn man da danebengelegen hat, dann waren die nächsten vier Wochen versaut, oder man war irgendwie in einer Stimmung, in der man nicht sein wollte. Dann hatte ich zwei ältere Brüder, das heißt, ich war von denen geprägt, und die waren total die Generation „The Beatles“ und „The Rolling Stones“, was ich dann auch gehört habe, weil das ja einfach so Universalkünstler sind. Sagen wir mal, ich höre ein sehr breites Spektrum, das geht so ungefähr von Techno bis gregorianischer Choral – um mal eine ungefähre Orientierung zu haben, es ist natürlich keine, aber damit bin ich fein raus aus der Sache.

Carlotta Hein: Danke. Und wie ist es bei Ihnen Frau Dreyer?

Malu Dreyer: Naja es ist sogar ein bisschen vergleichbar damals in der Zeit,

über die wir hier so sprechen und entsprechend zu Ihren Klamotten und den tollen Retro Sofas hier. Toll! Wirklich!

Matthias Brandt: Super Klamotten, muss man sagen!

Carlotta Hein: Danke geht raus an den Fundus und an die Maske.

Malu Dreyer: Ja, also natürlich zum Beispiel Pink Floyd damals, oder aber Bob Dylan, der bis heute einer meiner Lieblings-songwriter ist. Von Cat Stevens bis Klaus Hoffmann waren viele dabei, die man heute eigentlich auch noch kennt, die damals als ich jung war wirklich eine Rolle für mich gespielt haben. Ich wahrscheinlich noch ein bisschen ärmlicher als Herr Brandt damals, weil bei mir war immer nur eine Single drin und das war aber auch eine schwere Entscheidung muss man sagen.

Carlotta Hein: Wir sitzen hier in einem scheinbar privaten Raum, aber es ist nach vorne zum Publikum geöffnet, also quasi wie unter dem Slogan, das Private ist politisch. So wie die Frauenbewegung, die sich damals in den 70ern gegründet hat. Frau Dreyer, erstmal an Sie: Wie nehmen Sie das wahr, wie hat sich die feministische Bewegung über die Jahre verändert? Wie sind die Strömungen heute im Vergleich zu damals?

Malu Dreyer: Ich bin ja eine dieser alten Feministinnen, also das war immer mein absolutes Lebensthema. Es hat auch eine Geschichte: Ich hatte nette Eltern und sie haben mir ermöglicht, Abitur zu machen, und es war für sie auch klar, dass ich studiere, wenn ich will. Das war bei meinen Mitschülerinnen nicht der Fall. Das kann man sich heute nicht vorstellen, aber meine Mitschülerinnen durften nicht automatisch studieren, weil die Eltern der Auffassung waren: heiraten und so weiter. Das war für mich so ein Anlass, die Welt wirklich als furchtbar ungerecht zu empfinden, und deshalb habe ich mich von Anfang an sehr stark für Frauen engagiert. Bis wir auch hier in Mainz einen Verein gegründet haben, den es heute noch gibt, für Mädchen, um Mädchen starkzumachen. Natürlich hat sich die Frauenbewegung verändert und ich würde mal sagen, ich gehörte schon nicht mehr zu der sehr radikalen Generation der Frauenrechtlerinnen. Wir waren eher so der Typus: Männer sind schon OK und ich mag Männer. Ich habe einen tollen Mann und wir haben eigentlich als Feministinnen auch

versucht mit den Männern gemeinsame Ziele nach vorne zu bringen. Heute ist die feministische Bewegung noch mal ganz anders, die entspricht der heutigen Zeit. Aber es gibt so tolle junge Frauen, die engagiert sind, und die im Netz sehr stark unterwegs sind. Ich habe auch als Ministerpräsidentin Frauennetzwerke geschaffen, wo immer ganz, ganz viele Frauen zusammenkommen, sehr unterschiedlich Typen auch. Es ist so: Die Frauen von heute – Gott sei Dank – sind gut gebildet, sie haben alle Chancen, alle Möglichkeiten und trotzdem ist nicht alles in Ordnung. Es gibt immer noch viel zu tun. Wir haben keine Gleichstellung, zum Beispiel in den Führungspositionen. Frauen sind viel, viel selbstbewusster und auch die Aktionsräume, die sie sich nehmen, haben sich sehr, sehr verändert. Aber es ist zeitgemäß und ich bin sehr froh, dass es immer noch viele junge Frauen gibt, die sich für eine Gleichstellung von Frauen und Männern einsetzen, aber auch weltweit schauen, was da eigentlich los ist. Beispielsweise die iranischen tollen Frauen, die so mutig sind und sich immer wieder gegen das Regime wehren. Und die haben auch eine große, große Unterstützung durch die feministische Szene.

Carlotta Hein: Ja, total. Und Sie als Mann, Herr Brandt: Wie haben Sie es wahrgenommen damals, ist es an Ihnen vorbeimarschiert?

Matthias Brandt: Nein, man muss dazu wissen, ich habe eine skandinavische Mutter gehabt und die waren natürlich in dieser Frage Jahrzehnte voraus. Ich bin eher aufgewachsen mit dem Staunen meiner Mutter über die Rückständigkeit, die hier in dieser Frage herrschte. Insofern ist mein Aufwachsen auch in dieser Hinsicht überhaupt nicht repräsentativ gewesen. Aber das war natürlich ein Blick, der sich auf mich übertragen hat. Für meine Mutter galten Selbstverständlichkeit, die damals natürlich noch keine waren, aber bei uns galten die halt.

Carlotta Hein: Und noch eine Frage, die ich habe: Wie ist das bei Ihnen, garantiert hatten Sie, als sie aufgewachsen sind, in den 60/70er - Jahren ganz andere männliche Vorbilder, als es die heute wahrscheinlich für Jungs gibt. Oder würden Sie mir da widersprechen. Wie haben Sie die männlichen Vorbilder damals wahrgenommen, im Verhältnis zu heute?

Matthias Brandt: Es gab für mich ganz, ganz prägende und einschnei-

dende Erlebnisse, die auch bis heute für mich eine Bedeutung haben. Das Erste, woran ich mich wirklich als erschütterndes Erlebnis erinnern kann, ist die Mondlandung gewesen. Also das war für mich ein Riesen-Ding und ich habe damit eine große, große Fantasie verbunden. Ich fand es gar nicht so wichtig, dass es Männer waren, es waren halt Männer in dem Fall. Das war irre. Der erste wirkliche Held meines Lebens war Günter Netzer und das war sicher so eine Art männliches Vorbild. Ich kann das auch erklären, ich war bei einem Fußballspiel im Stadion war – die älteren unter uns werden sich daran erinnern – in dem Günter Netzer sich selbst eingewechselt hat. Und das war für mich sowas wie ein Erleuchtungsmoment, dass das geht. Da ist richtig ein Schalter umgelegt worden bei mir, weil ich dachte „Ach so, man muss ja gar nicht mal darauf warten, man kann sich einfach auch selber in ein Spiel und möglicherweise auch in sein Leben einwecheln.“ Insofern war das ein männliches Vorbild. Der ist einen Ferrari gefahren, das war cool, wenn man so will. Aber ansonsten war das natürlich anders, irgendwie andere Figuren als heute, das ist ja klar.

Carlotta Hein: Ja, das finde ich spannend. Das ist ein Preis, die Carl-Zuckmayer-Medaille, der die Verdienste um die deutsche Sprache prämiert. Der Namensgeber hat selbst einmal gesagt, das muss ich selbst ablesen, damit ich es nicht falsch zitiere: Das Böse in der Welt lebt nicht durch die, die Böses tun, sondern durch die, die Böses dulden. Das ist ja wieder ein Beispiel dafür, wie präzise Sprache sofort einen anderen Kontext schafft. Sprache ist immer Macht, kann begrenzend sein, aber auch Freiheit geben, wenn man sich frei äußern darf. Was bedeutet Sprache für Sie als Autor?

Matthias Brandt: Naja, alles. Klar, ich näherte mich der Sprache auf sehr unterschiedlichen Wegen an und versuche eigentlich immer erstmal Texten zuzuhören und sie zu befragen. Der Moment, als ich lesen konnte, ist, glaube ich, einer der größten Momente meines Lebens nach wie vor. Es hat alles verändert.

Carlotta Hein: Und ist es für Sie was anderes, wie Sie als Schauspieler mit Sprache umgehen oder als Schreiber?

Matthias Brandt: Der Unterschied ist für mich weniger groß als ich vorher vermutete, die Kriterien sind doch weitestgehend die gleichen. Das ist nur

sozusagen im anderen Aggregat-Zustand, aber es unterscheidet sich nicht so sehr. Man geht dann doch sehr in die Figuren rein und horcht nach und hofft, dass sie so was wie ein Eigenleben entwickeln. Das unterscheidet sich in der Arbeit, die wir jetzt so von der Bühne her kennen, gar nicht so sehr.

Carlotta Hein: Und wie ist das für Sie als Politikerin? Was bedeutet Sprache für Sie?

Malu Dreyer: Sehr viel. Es wäre natürlich schlecht, wenn Politiker und Politikerinnen, soll es auch geben, nur reden. Dann ist auch Sprache schon wieder irgendwie falsch an der Stelle, aber natürlich müssen wir überzeugen, wir drücken uns gegenüber der Bevölkerung durch Sprache aus. Sie haben es eben auch gesagt, Sprache kann tatsächlich auch begrenzen, oder eben auch den Horizont öffnen und da hat Politik schon eine ziemlich große Verantwortung. Wie spricht man zu den Menschen und ist man eher einschließend, nimmt alle mit, oder ist man ausgrenzend. Das kann man alles jetzt gerade leider verfolgen und wenn das Unwort des Jahres „Remigration“ ist, dann kann man es daran sehr gut sehen, was für eine Macht Sprache hat. Gerade im öffentlichen Raum und in der Politik, wie man Sprache auch missbrauchen und entstellen kann. Insofern ist in der Politik die Sprache natürlich von ganz großer Bedeutung.

Carlotta Hein: Die Sprache hat sich ja stark verändert über die Zeit, ist vielleicht sensibilisierter oder sensibler geworden und somit auch wieder polarisierender. Haben Sie das aktiv mitbekommen, wie sich die Sprache so stark verändert hat, auch vielleicht durch die Berufe?

Malu Dreyer: Also, ich habe natürlich, als Feministin mitbekommen, als plötzlich die Frauen auch genannt worden sind. Also wo ist der Fehler: „Sehr geehrte Frau Dreyer, meine sehr geehrten Herren“ – Was heißt das, wo ist der Fehler? Das muss man heute meistens nicht mehr tun, meistens sind es dann doch die „Sehr geehrten Herren und Damen“, weil wir schon besser gleichermaßen vertreten sind. Aber es war schon auch ein Durchbruch, dass Frauen überhaupt in der Sprache vorkamen, das war ein Schritt hin zu mehr Gleichberechtigung. Jetzt, wo Rechtspopulismus so in der Gesellschaft erstarkt, verändert sich die Sprache wirklich gerade wieder ganz, ganz massiv und es werden ja auch Kulturkämpfe um Sprache

geführt. In Wahrheit geht es um andere Dinge und da sieht man schon, was Sprache wirklich auch anrichten kann. Viele Menschen beschäftigen sich nicht jeden Tag mit der Geschichte und sagen dann einfach mal so „Remigration“, weil sie finden, wir haben gerade ein paar Flüchtlinge zu viel, ohne überhaupt zu verstehen, was sie damit auch aussprechen. Das ist tatsächlich etwas, was man sehr stark beobachten kann: Es kann mit dem wachsenden Rechtspopulismus auch Sprache wieder auf eine ganz andere Art und Weise genutzt werden. Und wieder sagbar ist, was viele Jahrzehnte eigentlich in Deutschland gar nicht sagbar war.

Carlotta Hein: Ja.

Matthias Brandt: Sprache ist ein lebendiger Organismus, dadurch verändert sie sich auch die ganze Zeit und ich glaube das Problem wäre nur, wenn man das selber nicht täte. Also, wenn man selber statisch wäre und um einen herum verändert sich die Sprache, dann kriegt man natürlich ein Problem. Aber man setzt sich ja dauernd dazu ins Verhältnis und insofern registriere ich das die ganze Zeit. Aber ich reagiere auch darauf und das ist ja immer eine Anregung. Ich finde, das ist ein spannender Vorgang, ich beobachte das gerne.

Carlotta Hein: Schön, ich auch. Ich bedanke mich für das Gespräch und ich habe hier so ein kleines Buch liegen, ich würde Sie bitten, einfach bei mir zu bleiben. Sie müssen aber gar nichts mehr sagen. Sie können das Wasser genießen, weil ich gerne eine Geschichte daraus vorlesen würde und jetzt können Sie sich mal zurücklehnen. Sie haben jetzt genug gemacht, und den Preis bekommen – Tolle Sache! Und zwar ist das die Geschichte: „Blau, gelb und weiß“ aus „Die Raumpatrouille“.



Lesung Carlotta Hein
„Blau, gelb und weiß“ aus Raumpatrouille
von Matthias Brandt

Ich löschte das Deckenlicht und zog die Vorhänge in meinem Zimmer zu, damit es noch dunkler wurde. Aus den Gesprächen der Erwachsenen hatte ich belauscht, dass in Kürze der Geburtstag meiner Mutter bevorstand und sie überlegten, wie er gefeiert werden sollte. Ich zumindest, so viel war klar, würde sie mit etwas Atemberaubendem überraschen. Wie konnte die Darbietung aussehen, fragte ich mich, die ihnen endlich die Augen öffnete und sie begreifen ließ, dass sie mit einem Artisten, einem Könnner unter einem Dach lebten, ohne es zu wissen? Ich sah sie schon mit offenen Mündern dasitzen. Schämen sollten sie sich, meine Fähigkeiten bisher nicht erkannt zu haben. Mein Triumph wollte allerdings gut vorbereitet werden.

Ich hatte alles, was ich dafür brauchte, im Laufe des Nachmittags zusammengesucht. Den Zylinderhut meines Vaters, ebenso eine Perlenkette und einige Ringe, die ich aus der Schmuckschatulle meiner Mutter genommen, in meine Hosentaschen gestopft, hierher geschmuggelt hatte und jetzt anlegte.

Zu Weihnachten hatte ich einen Zauberkasten bekommen. Auf dem Deckel stand »Mister Magie«, die großen roten Buchstaben beschrieben einen Halbkreis. Darunter sah man das gezeichnete Profil eines Mannes mit Zylinder und Schnurrbart, der einen über die linke Schulter anblickte. Der Kasten lag geöffnet vor mir. Er enthielt Zubehör für »mehr als fünfzig Tricks«, wie im Anleitungsbuch zu lesen war, das ich jetzt zum ersten Mal durchblätterte, ohne dass mich darin etwas ansprach. Bisher war ich zu faul und ungeduldig gewesen, diese Erklärungen zu lesen, und hatte mit den Zauberrequisiten nur improvisiert, was zu nichts geführt hatte. Beispielsweise hatte ich versucht, mir mithilfe einiger präparierter Spielkarten, die ich unter unser reguläres Kartenspiel aus dem Wohnzimmer gemischt hatte, beim Mau-Mau einen Vorteil zu verschaffen. Ich war damit aber wegen der verschiedenfarbigen Rückseiten der Karten sofort aufgeflo-

gen. Danach war ich beleidigt gewesen und hatte das Interesse verloren, der Zauberkasten gammelte unbenutzt im Schrank vor sich hin.

Aber das, was ich nun plante, hatte mit Kindereien nichts zu tun. Ich nahm den Zauberstab aus dem Kasten, dieser immerhin schien brauchbar, wurstelte den Bezug von meiner Bettdecke, warf ihn mir um die Schultern und knotete die Enden am Hals zusammen. Mein Cape war nicht schwarz wie das von Herrn Magie, sondern orange mit braunen Punkten, sah aber passabel aus, wie ich fand.

In der Schachtel, die ich vor einigen Tagen vom Wohnzimmertisch hatte mitgehen lassen, fand ich einige halb abgebrannte Streichhölzer, die mein Vater nach Gebrauch in diese zurückgelegt hatte. Die verkohlten Enden gebrauchte ich, um mir einen Schnurrbart zu malen.

Dann stellte ich mich in die Mitte des Raumes, schloss die Augen und begann, mich wie ein Derwisch zu drehen, um durch den so erzeugten Schwindel in Stimmung zu kommen. Als ich anhielt, taumelte ich, auch weil ich auf den zu langen Umhang getreten war, und fing mich schließlich dadurch auf, dass ich die Arme in einer beschwörenden Geste zur Decke warf. Nur was und wen ich eigentlich beschwören wollte, war mir nicht klar. So riss ich stumm den Mund auf und rollte mit den Augen, in der Hoffnung, dies sei der Situation angemessen.

In der Ecke raschelte in seinem Käfig erschreckt das Meerschweinchen. Vielleicht könnte es ja wie das Kaninchen eines Zauberkünstlers, den ich vor einer Weile bei meinem ersten Zirkusbesuch gesehen und bewundert hatte, bei Gelegenheit aus meinem Hut gesprungen kommen? Aber mir schwebte Größeres vor. Falls noch Zeit bliebe, könnte ich später darauf zurückkommen und mit dem Schwein, um mich und das Publikum in Schwung zu bringen, eine Kleinigkeit für den Beginn der Vorstellung einüben. Kurz dachte ich darüber nach, mir Verstärkung zu holen. Wie wäre es, mein Kindermädchen Stine in einem paillettenbesetzten Glitzeranzug (»Glitzeranzug besorgen! – Woher???,« schoss es mir durch den Kopf) an eine Drehscheibe zu binden und deren Silhouette mit Messerwürfen nachzuzeichnen? Oder sollte ich die Haushälterin Frau Dörfel in eine Kiste legen und vor aller Augen in zwei Teile zersägen? Ob es eine Kiste gab, die

groß genug für Frau Dörfel war? Und, falls ja, was, wenn beim Messerwerfen und Zersägen etwas schiefginge? Dann verlöre ich die beiden womöglich, die ich doch so liebte.

Mit meinen Planungen schon jetzt in der Sackgasse gelandet, kippelte ich auf dem Stuhl hin und her, griff nach der Welthölzerschachtel und entzündete ein Streichholz. Ich probierte, wie lange ich es in der Hand behalten konnte, ohne mir die Finger zu verbrennen, und warf es im letzten Moment auf den Tisch, wo es verglühte und einen Fleck hinterließ. Mit dem Nagel meines Zeigefingers pulte ich die von der Hitze aufgeweichte Farbe auf der Tischplatte ab und betastete un - inspiriert den winzigen Krater. In der Hoffnung, mich in ein Gefühl kreativer Erhabenheit versetzen zu können, begann ich, die Melodie der Eurovisions-Fanfare, die immer vor »Einer wird gewinnen« mit Hans-Joachim Kulenkampff gespielt wurde, leise vor mich hin zu summen. Kaum war ich aufgestanden, ließ ich mich schon wieder, wie von einem tödlichen Schuss getroffen, röchelnd zu Boden sinken. Eine Angewohnheit, mit der ich meine Angehörigen schon das eine oder andere Mal erschreckt hatte. Der Zylinder kullerte über den Boden, ich lag da und schaute an die Decke. Immer noch schob ich mich rücklings in Richtung der Gardinen, steckte den Kopf unter ihnen hindurch und schaute durch das Fenster in den Abendhimmel. In meiner Hand immer noch die Streichhölzer. Ich nahm eines heraus, entzündete es und kam damit für einen kurzen Moment zu nah an den Vorhang. Ein kleines blaues Flämmchen tanzte in der Falte des Stores nach oben und erlosch dort. Erschreckend war das und andererseits vielversprechend. Damit ließe sich vielleicht etwas anfangen. Ich rappelte mich hoch, setzte den Zylinder, der unter den Tisch gerollt war, wieder auf und klappte die Ohren unter der Krempe um, damit sie als Bremse den viel zu großen Hut davon abhielten, mir bis zum Kinn herunterzurutschen. Dann richtete ich den Umhang und hielt meine beringten Finger in den Lichtschein, den die Gartenlaterne vor dem Fenster durch einen Schlitz im Vorhang ins Zimmer fallen ließ. Die Sache kam langsam in Schwung, und ich klimperte ein wenig in der Luft herum wie Franz Lambert auf seiner Wersi-Orgel, der Diamantring warf Reflexe auf Wand und Gardine. Mein Summen wurde zu einem zaghaften, dann immer beherzteren und lauterem Singen.

Die Stores, an denen das Feuer diesen wunderbaren Effekt machte, fanden

sich im ganzen Haus, und ich würde mit der Nummer bei einer späteren Vorführung im Wohnzimmer und, wer weiß, vielleicht sogar einmal im Salon vor Gästen, große Wirkung erzielen können. Eventuell wäre es sogar möglich, mithilfe von Fernzündungen, über deren Konstruktion ich mir noch Gedanken zu machen hätte, das Haus an mehreren Stellen gleichzeitig zu illuminieren und mein Publikum draußen auf der Terrasse zu platzieren.

In dem aufsteigenden Begeisterungstaumel strich ich ein neues Hölzchen an, machte einen Ausfallschritt zur Gardine hin, ließ die Flamme hinaufzüngeln und warf es mit ausladender Geste hinter mich. Gleich noch eines, ich summte dabei einen Tusch.

Diesmal allerdings erloschen die Flammen nicht, sondern begannen, sich an der oberen Kante der Gardine auszubreiten. Mittlerweile laut singend betrachtete ich, wie sie langsam größer wurden und ihre Farbe von blau zu gelb und weiß wechselten. Es roch auch schon, Rauch breitete sich aus, aber ich wollte keinesfalls, dass man auf mich aufmerksam wurde, bevor die Szene ausgearbeitet und vorzeigbar war. Also griff ich die herumliegende Fahrradluftpumpe und stieg auf den Stuhl, um damit das Feuer auszustupfen. Statt dass es erlosch, wurde es erstaunlicherweise größer und begann zu knistern. Ich pumpte noch schneller, schwitzte vor Anstrengung und Hitze, der Zylinder rutschte mir wegen der feuchten Ohren über die Augen. Ich sah nichts mehr und musste ihn immer wieder hochschieben, während die Flammen sich jetzt nach unten ausbreiteten, jedoch viel größer und heller als zuvor. In meinem Kopf begann es zu rauschen und zu pfeifen, als ob gerade kleine Fledermäuse in meinen Gehörgängen lärnten. Aber noch war meine Erregung stärker als die Angst, es überwog das Gefühl, vor der Entdeckung eines großen Spektakels zu stehen. Wie das Feuer an den Fenstern breitete sich in mir nun aber auch der Zweifel aus, ob ich die Lage noch allein würde beherrschen können. Bereit, den Kampf aufzunehmen, sprang ich vom Stuhl und versuchte, mich an den Zirkuszauberer zu erinnern, wie er seine erstaunlichen Kunststücke vorgeführt hatte. Er hatte doch nach Belieben Dinge auftauchen und verschwinden lassen können, und zwar mit *Grandeza*! Wo war der verdammte Zauberstab geblieben? Ich sprach mit den Flammen, beschwor sie, zu verschwinden. Was sie nicht taten. Dann riss ich den Zylinder vom Kopf, knotete mein Cape, also

den Bettbezug, auf, schwang es mit beiden Händen in der Art eines Toreros und hoffte, das Feuer so einzufangen oder bezähmen zu können. Als das alles nichts nützte, versuchte ich es mit Freundlichkeit und bettelte es wieder an, sich zurückzuziehen, damit ich die ganze Sache noch einmal überlegter, vorsichtiger, in einem günstigeren Moment, in dem ich nicht so schrecklich aufgeregt wäre, von vorne beginnen könnte.

Aber die Flammen waren schneller als meine Gedanken. Panik erfasste mich, Tränen schossen mir in die Augen, und der Rotz nahm das angemalte Menjoubärtchen gleich mit, als ich mir mit dem Ärmel übers Gesicht wischte. Ich hatte aufgehört zu singen. In kürzester Zeit war ich aus der Euphorie in tiefe Verzweiflung gestürzt. Ich hatte das Gefühl, sterben zu müssen, wenn nicht im Feuer, dann vor Reue. Es gab, so schien es mir, nur zwei Möglichkeiten der Demütigung, die dieses Unglück bedeutete, zu entkommen: Entweder ich schloss die Tür von innen ab, warf den Schlüssel aus dem Fenster und ließ mich, der ich das Lebensrecht verwirkt hatte, von der Glut verschlingen. Ich sah in Gedanken meine trauernde Mutter am Grab zusammenbrechen. Oder ich verließ still das Zimmer, verriegelte die Tür von außen, überließ die Meinigen den Flammen und lief fort, soweit ich konnte, in eine ungewisse Zukunft, ohne Aussicht, jemals zurückkehren zu können. Hier wiederum tauchte vor mir das Bild auf, wie ich verwast, zerlumpt und abgemagert auf meinen Fußlappen eine Landstraße entlangschlich, den Wanderstock mit Bündel über der Schulter.

Hustend und zitternd vor Angst, Aussichtslosigkeit und dem Hass desjenigen, der um seine Schuld weiß, stand ich in diesem Inferno und wünschte mir eigentlich nur, dass einer käme und mich rettete. Oder wenigstens jemand, auf den ich mit dem Finger hätte zeigen und ihm die Schuld geben können.

Warum konnte ich meinen Fehler denn nicht einfach ungeschehen machen? Bis vor einigen Augenblicken war ich davon überzeugt gewesen, dass alles, was ich mir ausdachte, schon deshalb wirklich war. Und nicht nur vielleicht Wirklichkeit werden konnte. Ich spürte jetzt, ohne dass ich es hätte beschreiben können, wie sich in meiner Seele etwas verschob. So, wie im Sturm eine scheinbar sicher vertaute Schiffsladung ins Rutschen gerät und das Schiff am Ende in die Tiefe zieht. Ich hatte geglaubt, dass alles

umkehrbar und verzeihbar wäre. Dieser Moment, in dem ich ahnte, dass das nicht stimmte, war der schrecklichste, den ich bisher erlebt hatte. Er war viel angsteinflößender als das Feuer, denn es bröckelte jene Gewissheit, die das Fundament meines bisherigen Lebens gewesen war. Obwohl die Situation immer bedrohlicher wurde, stand ich wie gelähmt da.

Kurz schöpfte ich Hoffnung aus der Idee, die Schande doch noch in einen Erfolg verwandeln zu können, indem ich die von mir selbst ausgelöste Katastrophe nutzte, um meine Familie vor ihr zu retten! Was, wenn ich so täte, als hätte ich das Feuer entdeckt? Wenn ich daraufhin Alarm schlug, die anderen warnte und zum Retter, also doch noch zum Helden wurde? Niemand würde dann danach fragen, wie es zum Ausbruch des Feuers gekommen war.

So verzweifelt ich auch war, sah ich mich doch schon den Feuerwehrhauptmann in seiner Uniform mit dem silbern glitzernden Helm vor der Haustür in Empfang nehmen und ihn, während wir im Laufschrift die Treppe hinaufeilten, mit kühlem Kopf und Verstand über die Lage ins Bild setzen. Die anderen wären ja noch in heller Aufregung, während ich schon Zeit gehabt hatte, mich der Situation mannhaft zu stellen. Nach getaner Arbeit würde ich dann mit den Feuerwehrleuten auf ihrem Löschwagen sitzen, vielleicht würden sie mich sogar die Leiter hinauf in den Korb klettern lassen, wir würden unter dem Läuten der Alarmglocken im Kreis herumfahren und feiern, dass am Ende, dank meiner Geistesgegenwart, alles gut ausgegangen war. In der Aussichtslosigkeit meiner Lage ließ mich diese Vorstellung doch lächeln.

Plötzlich wurde hinter mir die Tür aufgerissen, das Feuer loderte auf, ich hörte einen Schrei, drehte mich um, und meine Mutter und ich blickten einander in die aus ganz unterschiedlichem Grund entsetzten Gesichter. Ich weiß nicht, wie ich aus dem brennenden Zimmer kam, sicher zog sie mich gleich heraus. Kurz darauf entstand jedenfalls ein hektisches Rufen und Rennen auf dem Flur. Es wurde eine Kette gebildet, Wassereimer weitergereicht, schließlich betätigte Herr Konopka den im Treppenhaus befindlichen Feuerlöscher, und ich sah mit an, wie er uns rettete.

Als Einziger an der Feuerbekämpfung nicht beteiligt, verfolgte ich das

alles, wie ausgestopft in den Überresten meiner Verkleidung stehend, aus einer Distanz, die sich, obwohl ich mich nicht bewegte, immer mehr zu vergrößern schien.

Später stellte meine Mutter mich zur Rede, sie schimpfte laut, während sie mir ihre Perlenkette abnahm, ich streifte die Ringe von den Fingern und gab sie ihr. Stur senkte ich den Blick und malte mit dem rechten Fuß imaginäre Achten auf den Boden, bis sie mit beiden Händen meinen Kopf nahm und ihn nach oben drehte, damit ich ihr endlich in die Augen sah. Ich rächte mich dafür, indem ich durch sie hindurchsah, sodass sie trotz der Nähe für mich nur ein Geräusch und höchstens ein Schemen blieb und nicht zum Bild wurde. Ein Trick, den ich mir irgendwann hatte einfallen lassen, um mich solchen Bedrängnissen zu entziehen. Ich hätte ihr gerne erklärt, wie und warum es zu diesem Desaster gekommen war, dass ich über das, was ich angerichtet hatte, tieftraurig war und unser Haus doch in bester Absicht angezündet hatte, brachte aber kein Wort heraus. Gleichzeitig war ich wütend, weil es die ganze Zeit nur um das Misslingen und nicht um das ging, was ich eigentlich gewollt hatte. War das nicht wichtiger?

Noch lange, wenn ich meinen Kopf auf das Schulpult legte und die Nase in meine Armbeuge steckte, konnte ich den Qualm im zwischenzeitlich x-mal gewaschenen Pullover riechen und mich so an das abhandengekommene Leben erinnern, in dem alles möglich gewesen war.

Matthias Brandt: Dankeschön.

Carlotta Hein: Sehr gerne. Ich hätte noch eine letzte spontane Frage, und zwar: Wie fühlt sich das an als Autor und Schauspieler, der das Buch selber eingelesen hat, daneben zu sitzen, wenn jemand anderes liest und dabei angeschaut zu werden?

Matthias Brandt: Wenn es gut vorgelesen wird, fühlt sich das gut an und wenn schlecht vorgelesen wird, fühlt sich das schlecht an – und jetzt hat es sich gut angefühlt.

Carlotta Hein: Danke!

Laudatio
Helge Malchow
Editor-at-Large im Verlag Kiepenheuer & Witsch

Sehr geehrte Frau Ministerpräsidentin Malu Dreyer, sehr geehrte Mitglieder der Jury, die eine so gute Wahl getroffen haben, meine Damen und Herren, lieber Matthias Brandt,

zum Beruf des Lektors und Buchverlegers gehört es, literarische Entdeckungen zu machen.

Als ich vor mehr als 40 Jahren auf die Suche ging, fiel mir auf, dass es eine ganze Reihe von künstlerischen Professionen gibt, die eine große Nähe zur Literatur haben, ohne dass dies zu einer Häufung von Schriftstellerinnen oder Schriftstellern geführt hätte. Besonders galt dies für Schauspieler. Man kannte ein paar wenige herausragende Memoiren-Bücher, z. B. Hildegard Knefs „Der geschenkte Gaul“ oder Fritz Kortners Autobiografie „Aller Tage Abend“. Aber im engeren Sinne literarisch wirklich Aufregendes war nicht zu finden. Das erstaunte mich, denn die Überschneidung zwischen diesen beiden Kunstformen sind ja mit den Händen zu greifen: Welcher Beruf etwa basiert auf einer so breiten literarischen Sozialisation wie der des Schauspielers? Es beginnt mit der bis heute obligaten Lektüre des literarischen Kanons von der Antike über Shakespeare bis zu den Klassikern der Gegenwart in der Ausbildung. Aber mit dem Lesen ist es nicht getan: Schauspieler lernen ja, sich diese Welt der Literatur regelrecht einzuverleiben wie Partituren, in sie hineinzusteigen, um sie für sich und uns lebendig zu machen. Dazu braucht es ein regelrechtes Instrumentarium, das zuvorderst mit Sprache verbunden ist: ein Ohr für den Rhythmus, für die Melodie der Sätze, ein Sinn für die offenen und versteckten Bedeutungsebenen, ein Wissen über Bezüge zu anderen Texten, über Grammatik, über Vokabular. Schauspielerinnen und Schauspieler sind Profis der Hermeneutik, der Wissenschaft vom Verstehen von Texten. Sie legen den inneren Sinn von literarischen Werken frei und konfrontieren diesen mit ihren Fragen – auch für uns!

Wer tut das so systematisch – außer vielleicht Literaturwissenschaftler, die dabei aber bisweilen dazu neigen, einzutrocknen. Dann das nächste große Feld der Überschneidung: Beide Berufe sind Spezialisten des Fiktiven, der Fiktion. Sie schaffen und spielen Rollen, sie bewegen sich im Konjunktiv: was wäre wenn...

Sie treten aus ihrem Leben heraus in andere Leben. Schauspieler tun dies im Übrigen nicht nur mit dem Kopf – der Körper kommt ins Spiel: die Stimme, die Gesten. Dadurch entsteht ein ganz intimes Verhältnis zur Sprache: zu ihrem Reichtum, ihrer Beweglichkeit, aber auch zu ihrer Verführungskraft und ihrem Täuschungspotenzial und – ein Dauerthema jedes Schriftstellers – für ihre Grenzen. Für ihre Berührungen mit dem Unsagbaren oder Nichtsagbaren.

Sie merken schon – so breite Überschneidungen trotz des einen großen Unterschieds natürlich, der bleibt: Der Schriftsteller sitzt vor einem leeren Blatt, wenn er beginnt. Der Schauspieler nicht. Hinzu kommt: Die Dichter sind allein, mit sich, wenn sie arbeiten. Die Schauspielerinnen und Schauspieler sind Gruppentiere – auf der Bühne, aber auch im Arbeitskontakt mit Regisseurinnen und Regisseuren, mit Dramaturgen, mit Bühnenbildnern, Kameraleuten.

Wegen der Überschneidungen aber bin ich mein ganzes Leben herumgeschlichen um diese wunderbare Spezies von Menschen. Das Glück meines Lebens war, dass ich fündig geworden bin. Vor Jahrzehnten fing es an mit Mario Adorf, einem Weltmeister des mündlichen Erzählens, aus dem seine zahlreichen publizierten Bände mit Geschichten hervorgingen (ein Zuckmayer-Preisträger). Dann habe ich gearbeitet mit Günter Lamprecht, mit Senta Berger, mit Joachim Meyerhoff (der nächste Zuckmayer-Preisträger), mit Emine Sevgi Özdamar. Auch Zuckmayer-Preisträgerin. Mit Angela Winkler, Adriana Altaras, Klaus Pohl, Burghart Klaußner, Hannelore Elsner – um hier einige der bekanntesten deutschsprachigen Schauspieler und Schauspielerinnen zu nennen, die bei Kiepenheuer & Witsch ihre literarische Heimat gefunden haben.

Über die Jahre hat sich das Blatt dann gewendet, auch andere Publikumsverlage haben das Terrain entdeckt und präsentieren herausragende literarische Arbeiten von Schauspielern. Denken Sie an Robert Seethalers

Romane, an Edgar Selges Buch „Hast Du uns endlich gefunden“ oder an Josef Bierbichlers großartiges „Mittelreich“. In dieser neu entstandenen, hybriden Welt aus Schauspiel und Literatur leuchtet als heller Stern der Name Matthias Brandt. Man kann bei ihm kaum aufzählen, in wie vielen Facetten sich seine Arbeit als Schauspieler und die des Schriftstellers durchdringen. Sein jüngster Triumph als Max Frischs „Gantenbein“ am Berliner Ensemble ist nur ein weiteres Glied in einer langen Kette: Mit seinem Partner, dem Musiker Jens Thomas, präsentiert er ein magisches Bühnenprogramm über E.T.A. Hoffmanns „Bergwerke von Falun“. Er hat unzählige literarische Texte als Hörbücher eingelesen, von Thomas Mann bis Ingo Schulze, von A.L. Kennedy bis Annie Proulx oder Aldous Huxley. Und wenn die Welt der Literatur selbst Gegenstand von Filmen wurde in den letzten Jahren, dann war er oft dabei: etwa in der Rolle des leider vergessenen jüdischen Schriftstellers und Journalisten Ernst Feder in „Vor der Morgenröte“, einem Film über Stefan Zweig von Maria Schrader. Vor kurzem habe ich sehr genau hingeschaut, als er in Christian Petzolds „Roter Himmel“ einen Verleger spielte, der dort meiner eigenen Arbeit nachgeht: anstrengende Lektoratsarbeit mit einem jungen Dichter in der Krise. Ich war baff. Volltreffer. Hinzu kommen Literaturverfilmungen, z. B. Christian Petzolds Verfilmung von Anna Seghers „Transit“, in der Matthias Brandt als Erzähler und als Barmann in Marseille brilliert.

Kurz: Matthias Brandts Grenzgänge zwischen diesen beiden Welten sind schwindelerregend und dauern schon ein Leben lang. Vielleicht sind sie ein Grund – aber wer weiß das schon, wenn es um Kunst geht – für die beiden literarischen Ausnahmewerke, mit denen er relativ spät in seinem Leben zum Schriftsteller geworden ist: Der Erzählband „Raumpatrouille“ und der Roman „Blackbird“.

Beginnen wir mit den Erzählungen. Immer wieder wurden sie zu Recht dafür gelobt, wie atmosphärisch genau sie durch die Augen eines Kindes, dessen Vater gerade Bundeskanzler ist, von einer Zeit erzählen, die für uns heute Vergangenheit ist: die frühen 70er-Jahre der alten Bundesrepublik, als in den Straßenbahnen noch die letzten Kriegsversehrten saßen und an den Bushaltestellen und Polizeistationen die ersten RAF-Fahndungsplakate hingen. Als die Hauptstadt noch unsere „kleine Stadt am Rhein“ war, die ZDF Hitparade mit „Mamy Blue“ von Ricky Shane den Sound der Jugend

vorgab und die Zukunft ein romantisches Versprechen war, nicht nur wegen der Mondlandung im Juli 1969. Aber das ist nur das eine.

In diesen Erzählungen geht um viel mehr. Gleich in der ersten Erzählung, „Alles anders“, sind wir mitten drin in dieser Zeit: ein langweiliger Tag im Leben des jungen Erzählers, der tagträumend in seinem Kinderzimmer mit seiner Jaguarmatic-Spielzeugpistole rumspielt und sich dann aufrappelt zu einer kleinen Tour im Park nebenan auf seinem Bonanza-Rad. Doch dann: „Seit einiger Zeit patrouillierten Wachleute auf unserem Grundstück.“ Bei Ausflügen wird der Junge seit kurzem begleitet. So muss er ihnen regelrecht ausbüchsen, wenn er alleine sein will. Glücklicherweise sitzt an diesem Tag sein Lieblingswachmann Herr Stöckel im Kabuff an der Ausfahrt, durch die er sich davon machen will, und es ergibt sich die Gelegenheit für einen freundschaftlichen Plausch. Herr Stöckel präsentiert ihm stolz einen neuen Kassetten-Rekorder der Marke Saba, James Last ertönt, man teilt sich das Pausenbrot mit Teewurst und neuen Fußballinfos. Dann muss Stöckel mal raus vor die Tür, der Junge ist plötzlich allein im Raum und kann nicht anders als Stöckels Dienstpistole aus dem Schrank zu nehmen. Zuerst spielt er damit rum wie zuvor mit seiner Jaguarmatic, und dann: „Schnell setzte ich mich auf meinen Stuhl und richtete die Pistole auf die Tür. So wollte ich Stöckel empfangen, um ihm einen kleinen Schreck einzujagen.“ Sie hören richtig, meine Damen und Herren, da sitzt ein zehnjähriger Kanzlersohn mit eventuell geladener Pistole und wartet auf den ihm äußerst sympathischen Wachmann, der von nichts ahnt. Und plötzlich ein Anfall von Jähzorn beim Jungen und der Gedanke: „Was, wenn ich wirklich schoss? Danach“, heißt es drei Sätze später, „würde alles anders sein.“ Der Moment vergeht dann, eigentlich wegen eines Zufalls, lesen Sie selbst noch mal warum. Der Ausflug mit dem Fahrrad kann starten, die erfundene oder wahre Geschichte (wer weiß das?) ist zu Ende. Aber mit diesem Moment hat die Geschichte ein geheimes Thema gesetzt, dass alle 14 Erzählungen des Bandes bis zu Schluss durchzieht: Es gibt die Welt der gepflegten Ordnung, des ruhigen Vergehens der Zeit, drinnen in der Familie und auch draußen, selbst wenn sich hier Unangenehmes andeutet, für das es aber Schutzleute gibt. Und dann gibt es einen Moment, in dem plötzlich alles anders sein könnte, ganz anders. Indem eine Katastrophe denkbar wird, indem etwas durchbricht in die Ordnung der Welt. Der Philosoph Slavoj Žižek nennt das: der Einbruch des Realen in die Realität. Dieser Moment kann in den

Erzählungen die unterschiedlichsten Gestalten annehmen: eine Krankheit, ein veritabler Zimmerbrand, eine Gewalttat auf dem Schulhof, ein Fahrradunfall des Vaters, eine brutale Fußballniederlage. Nach einer solchen Katastrophe, bei der der Junge gerade noch vor den selbstproduzierten Flammen aus seinem Zimmer gerettet worden ist, sagt der Erzähler, der natürlich nicht nur der 10-jährige Junge ist, sondern eine raffinierte Mischung aus einem erinnerten Kind und einem heutigen Erwachsenen-Erzähler: „Dieser Moment ... war der schrecklichste, den ich bisher erlebt hatte. Er war viel angsteinflößender als das Feuer, denn es bröckelte jene Gewissheit, die das Fundament meines bisherigen Lebens gewesen war.“

Diese Evokation einer Erschütterung, durch die eine unwiederbringliche Wandlung eintritt, ist das Geschäft großer Erzähler von Heinrich Böll bis Franz Kafka oder Alice Munro: mit den Mitteln des literarischen Erzählens uns auf die Brüchigkeit, die tiefe Unsicherheit der menschlichen Existenz zu verweisen. Dazu braucht es die Literatur. Unser gewöhnliches Sprechen, selbst routiniertes wissenschaftliches Sprechen, auch politisches Sprechen ist auf Beruhigung ausgelegt, auf Sicherheit gebende Ordnung. Freigelegt durch meisterhaftes literarisches Erzählen dagegen werden beunruhigende Erlebnisse von Abschied, Schmerz oder Ängsten, zugleich auch von Aufbrüchen, Befreiungen oder Glück – etwa der Entdeckung der Liebe in einer Politikerfamilie, in der diese Liebe hinter den Routinen des Alltags mehr als gut versteckt ist. Literatur findet immer statt, wenn sich durch das Erzählen, dem kreativen Einsatz der Sprache auch für die Leserinnen und Leser diese Art von Durchbrüchen ereignen. Sie können in Matthias Brandts Erzählungen erleben, wie dieses weiterhin schwer zu erklärende Wunder passiert – dass wir eintauchen in das Leben eines in diesem Fall neunjährigen Jungen, damals ... dort... – und zugleich unabwendbar wissen: Hier geht es auch um mich, hier finden Dinge statt, die auch mich betreffen. Das alte Rätsel: je individueller – desto allgemeiner! So wird etwa aus einer Geschichte über Ansgar – ein Mitschüler und Außenseiter, der von der Freundesclique auf dem Schulhof lustvoll gequält und gedemütigt wird und zu dem der Ich-Erzähler eine heimliche Nähe und Sympathie entwickelt, ohne diese zeigen zu dürfen – eine klassische Parabel über Ausgrenzung, Sündenböcke, die Entstehung von sozialer Gewalt, Antisemitismus und darüber, wie aus Opfern Täter werden.

Wie viele Soziologen und Philosophen, nicht nur T. W. Adorno und Max Horkheimer, haben über dieses Phänomen groß angelegte Studien verfasst – aber methodisch mussten sie eben alle abstrahieren und den Einzelfall hinter sich lassen, auf dem Matthias Brandt beharrt: auf Ansgars lächerlichen Lodenumhang, den er „Kotze“ nannte. Auf die Stuyvesant-Zigaretten, die Ansgar im Bombenkrater im Wald hinter der Klinik auf eine Art und Weise rauchte, für deren grandiose Beschreibung Matthias Brandt eine ganze Seite verwendet, sodass wir als Leser spüren, welche erlittene Gewalt dieser geknechtete Junge zu überspielen versucht. Das ist das Bezaubernde an Matthias Brandts Erzählung: Es ist eben nur fast eine Parabel, bzw.: viel mehr als eine Parabel. Es bleibt eine Geschichte über Ansgar, genannt Ansi, der keine Jingers-Jeans mit Glöckchen hatte wie alle anderen, aber dafür ein Rautenmuster aus Striemen auf dem Rücken, und den wir deswegen nicht vergessen.

Diese kunstvolle erzählerische Doppelbelichtung von unmittelbarem kindlichen Erleben und Gegenwartsblick in allen seinen Erzählungen erlaubt es Matthias Brandt im Übrigen, diese zugleich zu einer Meditation über ein Lebensthema zu machen, das ihn vermutlich bis in seinen Schauspielerberuf getragen hat: die Selbstverständlichkeit des Spielens, das Kinder Erwachsenen voraushaben. Wenn der Junge in der titelgebenden Erzählung zum Astronauten wird, in anderen zum Zauberkünstler, zum Feuerwehrhauptmann, zum Briefträger oder zum Fußballtorwart, lebt er in einer Welt des Dazwischen: er ist er selbst, und er ist es nicht, die Unterscheidung der Erwachsenen ist suspendiert. Der Siebenjährige sagt: „In den nächsten Wochen, bis das Kostüm nur noch in Fetzen an mir hing, lebte ich nicht mehr in dem großen weißen Haus, sondern im All als Astronaut. Nie zuvor war mir die Welt so fassbar erschienen.“ Und als er sich auf seine Rolle als Zauberkünstler für eine Familienperformance vorbereitet, heißt es ganz zu Recht: „Aber das, was ich nun plante, hatte mit Kindereien nichts zu tun.“

Mehr als 50 Jahre später steht Matthias Brandt dann auf der Bühne des Berliner Ensembles und lässt einen Herrn Gantenbein lebendig werden, der bisweilen auch Felix Enderlin heißt oder Frantisek Svoboda – alle Erfindungen eines Erzählers, den wiederum ein Herr namens Max Frisch erfunden hat. Und alle diese Leben werden im Roman und jetzt auf der

Bühne durchgespielt, ganz aufgehen tut das alles übrigens nicht im Roman, im Gegenteil – aber hier musste offensichtlich ein Schweizer Dichter einen Erzähler erfinden, der den Rollen, in denen er festgeschraubt ist, entfliehen will und kann, zumindest als Erzähler.

Wir erleben hier eine tiefe Sehnsucht nach Identitätswechsellern, nach zweiten oder dritten Lebenswegen, um sich dem Verhängnis der Eindeutigkeit zwischen Geburt und Tod zu entziehen. Und diese verschiedenen Spiele in Max Frischs Roman spielt nun auf der Berliner Bühne wiederum ein Schauspieler, man könnte sagen, neben dem Erzähler und seinen Geschöpfen ein Spieler dritter Ordnung, der in seiner ganz anderen Rolle selbst als Schriftsteller einen rollenspielenden Jungen erfunden hat, den wir nie vergessen werden. Weil dieser uns damit eine Idee von Freiheit schenkt, die uns auch als Erwachsene stärkt. So etwas sage ich auch gerne in einem Theater, indem es viel um Rollen geht.

Dies zu den Erzählungen, die uns einen plötzlichen Blick eröffnen, wie ein Blitzschlag auf die Metamorphosen des Lebens. Ein Roman dagegen lässt uns den Verlauf der Zeit selbst erfahren und spüren. Und auch hier hat Matthias Brandt aus dem Stand eine zweite Meisterleistung vollbracht, indem er uns mitnimmt auf die Reise des 15-jährigen Morten Schuhmacher ins Erwachsenenleben, in eine Welt, in der die großen Themen als Prüfungen auf Morten warten, nicht weniger als der Tod und die Liebe, aber auch die Einsamkeit und ihr Gegenteil, die Kraft der Freundschaft. Morten Schuhmachers bester Freund stirbt im Verlauf dieses knappen Jahrs, mit Jacqueline Schmiedebach beginnt und endet eine erste Liebe, mit der Schornsteinfegerin Steffi startet eine zweite, ganz andere. Mit der Trennung der Eltern erlebt er den Wandel von Geborgenheit zur Fremdheit und Verlust, mit seinen Freunden Jan und Walki Beistand und Hilfe. Aber das ist eine dürre Zusammenfassung, die das unvergessliche Leseerlebnis fast zerstört. Denn dieses entsteht erst durch die Stimme dieses 15-jährigen Morten: cool, wahrhaftig, frech, witzig, eigensinnig, unbestechlich, mutig, nie wehleidig – selbst wenn nichts mehr geht. Jetzt werde ich kurz persönlich: Eine solche Stimme konntest nur Du erschaffen, Matthias. Dazu braucht es Deinen eigenen Witz. Deinen Dir, von wem auch immer, eingebauten Widerwillen gegen Egomane und Alleswisserei, gegen Selbstweihräucherung. Mein langjähriger Eindruck von Dir, es klingt komisch:



selbstbewusste Bescheidenheit. Es gäbe viele Gründe in Deinem Leben für das Gegenteil, von der familiären Herkunft bis zu Deinen künstlerischen Leistungen, von den Preisen – wie dem heutigen –, der öffentlichen Anerkennung, den Einschaltquoten bis zu der nie versiegenden Verführungskraft der Medien. Es ist eine Bescheidenheit, die verbunden ist mit dem Wissen um das eigene Können und – noch wichtiger – mit dem Wissen um die Grenzen des eigenen Könnens.

Damit wieder zurück zum Roman: Bescheidenheit ist nämlich eine treffliche Voraussetzung für literarisches Schreiben. Große Romane trumpfen nie auf Manche. Figuren, über die erzählt wird, schon. Lesenswerte Romane verkünden keine allgemeinen Wahrheiten. Romane stellen eher Fragen, als dass sie Antworten verkünden. Romane sind nicht zuständig für „den Menschen“ im Allgemeinen, sondern z. B. für Steffi, die als Kind mal von einer Mistgabel aufgespießt worden ist. Erzählt werden immer nur individuelle Geschichten, Romane sind ein Trainingsprogramm gegen

Besserwisserei. Übrigens auch gegen die Verstiegenheiten sogenannter Identitätspolitik, in der immer schon alle alles wissen und alles feststeht: Wer ist Opfer? Wer ist Täter? Wenn Schülerinnen und Schüler für das Erreichen eines solchen Lernziels – Neugier – zugleich den Realschulabschluss in Baden-Württemberg erhalten – dort ist „Blackbird“ Schulstoff –, haben sie etwas sehr Gutes gelernt.

Ein Hinweis noch zum Abschluss: Auch erfundene Leben, fiktionale Geschichten, Romane entstehen nicht nur aus den Lebenserfahrungen eines Autors, sondern sie haben auch Kontakte zu Roman-Kollegen, manchmal sogar gute Roman-Freunde. Der beste Freund von „Blackbird“ ist J. D. Salingers „Der Fänger im Roggen.“. Muss man nicht wissen, aber wenn man dieses Wunder von Roman gelesen hat, macht die Lektüre von „Blackbird“ noch einmal mehr Freude. Salingers Held Holden Caulfield ist nicht nur so alt wie Motte. Auch er gerät – in einem anderen Land und in einer anderen Zeit – in Verzweiflung, die ihn bis in die Psychiatrie bringt. Auch er irrt orientierungslos durch eine Stadt. Auch er erlebt früh den Tod eines geliebten Gefährten, seines Bruders Ally in diesem Fall. Der Sozialkundelehrer Meinhard Vogt aus „Blackbird“ (meine Lieblingsfigur) heißt dort Mr. Antolini. Auch Holden hört irgendwann auf zu sprechen. Und Mortens Kleinstadt-Schwimmbad ist bei Holden Caulfield der Teich im Süden des New Yorker Central Parks. Aber das sind nur Ähnlichkeiten des Plots (neben vielen Unterschieden), entscheidend ist: Beide Autoren finden in den Umbrüchen der Pubertät für uns die Umbrüche des Lebens selbst. Und beide geben uns durch ihre Erzählkunst (Holden Caullfield ist mir übrigens manchmal einen Tick zu altklug) Kraft und Freude für unsere eigenen Lebensreisen. Denn das ist der Effekt von großen Romanen, von denen einer nicht zufällig „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“ heißt: uns durch die Sprache, durch das Erzählen das Vergehen der Zeit spüren zu lassen, dem wir alle unterworfen sind und dieses Vergehen zugleich zu bannen. Das Vergehen der Zeit, das wir gerne übersehen und verdrängen, denn dieser Fluss der Zeit hält nicht nur Glücksmomente für uns bereit, sondern auch Schrecken und Ängste. Aber nur durch sie gelangen wir an diesen Strom, den wir Leben nennen und der uns selbst als Leser lebendig werden lässt. Ein Geschenk, für das die Kunst zuständig ist.

J. D. Salinger hat wie Du, Matthias, in seinem Leben nur wenige Bücher veröffentlicht, einen Roman und 3 Bände mit Erzählungen. Wenn man also

nachzählt und vergleicht, bleibt da noch eine kleine Lücke, die Du füllen könntest, wenn es sich ergeben sollte.

Ich gratuliere Dir herzlich zum Zuckmayer-Preis.



Matthias Brandt Dankesrede

Sehr geehrte Frau Ministerpräsidentin,
sehr geehrte Frau Kulturstaatsministerin,
sehr geehrte Jurymitglieder,
meine Damen und Herren,

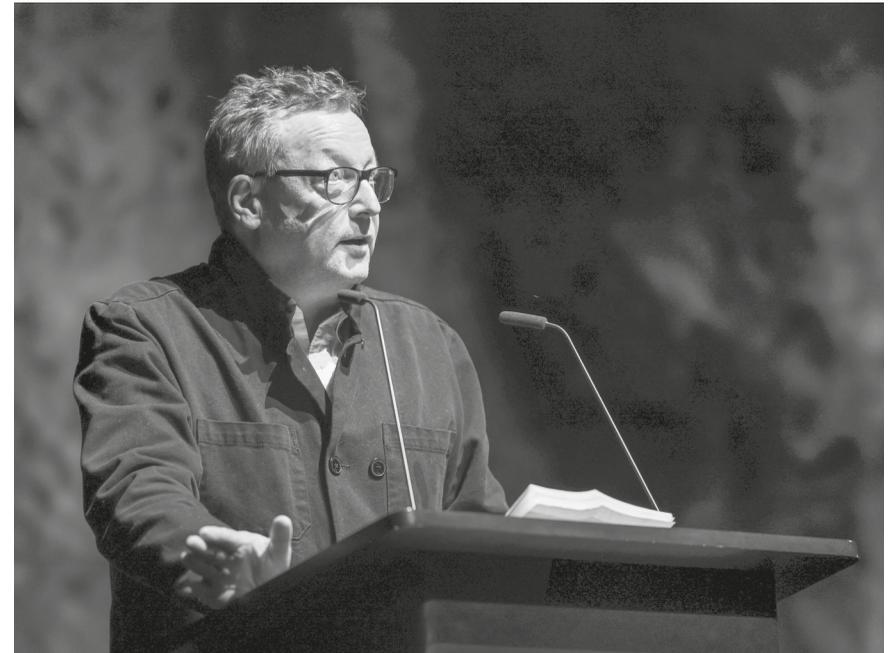
Anderthalb Stunden des Gelobtwerdens. Meinetwegen könnte das so weitergehen, dachte ich, als ich hier saß. Aber dann fiel mir der alte Schauspielerwitz wieder ein, der folgendermaßen geht: „*Du, jetzt haben wir die ganze Zeit über mich gesprochen. Aber sag Du doch mal, wie Du mich fandest!*“

Als ich ganz am Anfang als junger Schauspieler auf der Bühne oder vor der Kamera stand, da tobte in mir ein heftiger Kampf zwischen zwei Kräften: Ich wollte mich unbedingt zeigen und gleichzeitig verkriechen. Mal überwog das Sich-Zeigen-Wollen, aber meist der Wunsch, unsichtbar zu sein. Mir war Abend für Abend schlecht vor Lampenfieber. Ich war ein scheuer Mensch und bin es geblieben.

Man kann ja durchaus seinen öffentlichen Platz mit einer gewissen, mit den Jahren gewonnenen Souveränität behaupten und sich trotzdem fragen, wie um alles in der Welt man eigentlich hier gelandet sei. Eine Ehrung wie die heutige ist für mich alles andere als Routine, weil der Schritt auf ein Podium, eine Bühne oder der vor eine Kamera für mich noch nie ein selbstverständlicher war. Ich muss ihn immer bewusst tun und dabei eine Schwelle übertreten. Ganz wird man eine solche Disposition nämlich nie los.

Aber irgendwann - nur deswegen hier meine kleine Befindlichkeitsbeschreibung - wurde mir klar, dass sich in diesem inneren Spannungsfeld zwischen diesen beiden Polen alles abspielt, was ich mache. Genau hier, an den inneren Schnitt- und Bruchstellen sitzt die Kreativität. Von dem Moment an, als mir das klar geworden war, konnte ich mich ausdrücken.

Während ich nun hier zuhörte, was über mich gesagt wurde, natürlich



werde ich gerne gelobt, arbeitete aber auch Folgendes in mir: Wenn ich dem hier Beschriebenen, also demjenigen, den andere in mir sehen, auf der Straße begegnen würde, würde ich ihn dann erkennen? Das Missverhältnis von Innen- und Außenwahrnehmung ist jedenfalls abenteuerlich.

Wenn ich ehrlich bin, stehe ich nicht deswegen auf der Bühne und vor der Kamera, schreibe ich nicht deswegen meine Geschichten auf, um andere zu unterhalten. Das ist, wenn mal was gelingt, ein schöner Nebeneffekt. Sondern ich mache das, um mich selbst dadurch besser zu verstehen. Mich - und die anderen. Ich komme mir selbst über den Umweg der Geschichten anderer Menschen näher, probiere so immer wieder andere Möglichkeiten meiner selbst aus. Das war schon immer eine große Sache für mich, schon als Kind. Ich wollte, nein, ich musste mir bei jeder Begegnung vorstellen, mein Gegenüber zu sein. Was mich damals schon beschäftigte, ohne dass ich es hätte formulieren können: Ich lebe das Leben, das ich lebe - aber dadurch zwangsläufig hunderte, tausende andere Leben nicht, die ja auch denkbar wären.

Das könnte einen ganz schön durcheinanderbringen, es sei denn, man sucht sich einen Beruf, der sich unter anderem mit diesen unzähligen Lebens- und Persönlichkeitsvarianten beschäftigt.

Ich liebe es, Schauspielerinnen und Schauspielern zuzuschauen, die mich in ihr Inneres schauen lassen und mir dadurch die Möglichkeit geben, in mein Inneres zu schauen.

Die großen Autorinnen und Autoren können das. Kunst kann das. Deswegen sind wir den großen Schriftstellern und Schauspielern, Musikern, den Filmemachern und bildenden Künstlern dankbar. Sie bringen uns in Kontakt mit uns selbst und geben uns eine Sprache für unsere ungeordneten Gefühle. Und ich glaube, dass das unzerstörbar ist. Danach wird es immer ein Bedürfnis geben. Das ist für mich der Kern, letztlich der Grund, weswegen Menschen Bücher schreiben oder Theater spielen, Musik machen oder Filme drehen. Wir sehen und hören einem Menschen zu, in seiner Not, gerne auch in deren komischen Erscheinungsformen, und wir teilen Empfindungen mit ihm. Dass wir als Menschen dazu in der Lage sind, finde ich tröstlich.

Von dem Moment an, als ich endlich lesen gelernt und mein erstes eigenes Buch in die Hand gedrückt bekommen hatte, war ich nie wieder allein. Es war allerdings kein deutsches Buch, denn die deutsche Sprache, die bei dieser Ehrung eine so wichtige Rolle spielt, ist nicht meine Muttersprache. Vielleicht wird Sie das in meinem Fall überraschen, aber es stellt mich doch in eine schöne Reihe mit einigen der letzten Preisträger. Es war nicht meine Muttersprache, weil es nicht die Sprache war, in der meine Mutter zu mir gesprochen hat, denn das war Norwegisch. Auch meine Eltern sprachen, seit sie die ersten Worte miteinander gewechselt hatten, miteinander Norwegisch, für meinen Vater die Sprache der Emigration. Dieses Schicksal teilten meine Eltern mit Carl Zuckmayer und so vielen anderen. Und zum Glück fanden die beiden in Schweden ein zivilisiertes Land, das ihnen Zuflucht und Schutz bot. Norwegisch war für mich zu Beginn meines Lebens die Sprache der Innenwelt, der Wärme und des geschützten Raums. Und Deutsch war die Sprache der Außenwelt, oft die der Kälte und der Anfeindung. „Volksverräter“ rief mir, dem Elfjährigen, jemand auf dem Schulflur nach und ich hatte nicht geringste Ahnung, was er meinte. Er

sicherlich auch nicht. Dann schämte ich mich blöderweise - und er sich nicht, vermute ich. Natürlich war eigentlich nicht ich gemeint gewesen, sondern mein Vater, der Bundeskanzler, und der Schreihals hatte den Quatsch aus der Bildzeitung einfach nachgeplappert. Irgendwann verstummten diese Rufe. Aber neuerdings kommt es mir so vor, als hörte ich sie wieder. Ich musste mir diese harte, zackige, damals noch ganz von Gewalt, Kälte und Teilnahmslosigkeit durchgesetzte Sprache erst erobern - in der die Wörter immer länger werden, je schlimmer die Niederträchtigkeiten sind, die sie verschlüsseln sollen - die andere, bedeutsamere Seite an ihr entdecken, ihre Musik und Schönheit, vor allem aber den Humor finden, sie zu meiner Sprache machen. Das mit der Musikalität und der Zartheit war nicht schwer, der Deutsche ist ja im Grunde gern von sich selbst ergriffen, allein schon davon, dass er überhaupt etwas fühlt. Aber das mit dem Humor, jedenfalls dem, bei dem man nicht per Tusch daran erinnert wird, wo zu lachen gewesen wäre, war eine Herausforderung.

Sie kennen womöglich den Witz, den man sich über uns erzählt?
Welches sind die drei dünnsten Bücher der Welt?

1. Die Höhepunkte der englischen Kochkunst
2. Italienische Heldensagen
3. Fünfhundert Jahre deutscher Humor

Also war wieder erst ein Weg zu gehen, eine weitere Schwelle zu überschreiten und ich musste auch hier mutiger sein, als ich es in Wirklichkeit war.

Aber ich konnte das, ich wollte ja Freundinnen und Freunde finden, ich wollte ihre Geschichten hören und ihnen meine erzählen, von den „Verrückten und den seitlich Umgeknickten“, wie einer meiner Vorgänger als Preisträger, der grosse Hanns-Dieter Hüsch mal gedichtet hat.

Und deswegen waren die Fremdheit, die ich empfand und die Widerstände, denen ich begegnete, nie ein dauerhaftes Hindernis.

Ich danke für diese Auszeichnung, für die Wärme und Herzlichkeit, mit der Sie mich empfangen haben. Es gäbe auch gute Gründe dafür zu sagen, dass ich eigentlich keinen Preis mehr brauche.

Was aber sicher ist: Ich hätte ihn damals vor vielen Jahren dringend gebrauchen können. Und deswegen nehme ich ihn heute mit Freude und Stolz stellvertretend für den jungen, ungelungenen Schauspieler an, der ich vor ein paar Jahrzehnten war, vor seinem Auftritt, schlotternd vor Angst, der wirklich nicht wusste, ob er den Schritt auf die Bühne überstehen würde. Und der ihn trotzdem machen musste.

Passen Sie auf sich auf. Und auf alle anderen bitte auch. Und erzählen Sie einander ihre Geschichten, das hilft immer.



Matthias Brandt Biografie

Matthias Brandt (*1961), geboren in West-Berlin als jüngster Sohn des ehemaligen deutschen Bundeskanzlers Willy Brandt und dessen Ehefrau Rut, hat sich als vielseitiger Künstler etabliert. Sowohl auf der Bühne als auch vor der Kamera und als Autor zeichnen sich seine Darbietungen durch Tiefgründigkeit und Authentizität aus.

Seine Schulzeit verbrachte er in Bonn, wo er durch das Schultheater seine Leidenschaft für die Schauspielerei entdeckte. Nach dem Abitur studierte Brandt Schauspiel an der Hochschule für Musik und Theater in Hannover. Seine Karriere begann 1985 am Oldenburgischen Staatstheater. In den folgenden Jahren war er an verschiedenen renommierten Theatern tätig, darunter das Staatstheater Wiesbaden, das Renaissance-Theater Berlin und das Schauspiel Frankfurt.

Seit Ende der 1980er Jahre ist Brandt auch in Film und Fernsehen präsent. Besondere Bekanntheit erlangte er durch seine Rolle als Kommissar Hanns von Meuffels in der Krimireihe „Polizeiruf 110“, die er von 2011 bis 2018 verkörperte. Für seine schauspielerischen Leistungen wurde Matthias Brandt unter anderem mit der Goldenen Kamera und dem Bambi ausgezeichnet.

Als Autor debütierte Brandt 2016 mit dem autobiografischen Kurzgeschichtenband „Raupatrouille“. 2019 folgte sein erster Roman „Blackbird“.



Carl-Zuckmayer-Medaille des Landes Rheinland-Pfalz

Die Ehrung wurde 1978 aus Anlass des Todestages des aus Nackenheim bei Mainz stammenden Schriftstellers Carl Zuckmayer gestiftet. Die Auszeichnung würdigt besondere Verdienste um die deutsche Sprache und Verdienste um das künstlerische Wort. Medaille und Urkunde werden in der Regel jährlich von der Ministerpräsidentin des Landes Rheinland-Pfalz vergeben. Der Vergabe liegt die Empfehlung einer Kommission an die Ministerpräsidentin zugrunde, die die Entscheidung trifft. Die Kommission setzt sich zusammen aus der Kultusministerin oder dem Kultusminister bzw. ihrer oder seinem Beauftragten als Vorsitzende oder Vorsitzender, je einem planmäßigen Professor oder einer Professorin für Literaturgeschichte der Universitäten Mainz und Trier, einem Vertreter oder einer Vertreterin der Carl-Zuckmayer-Gesellschaft, einem Vertreter oder einer Vertreterin der Schriftsteller von Rheinland-Pfalz, dem Preisträger oder der Preisträgerin des Vorjahres und bis zu fünf weiteren Persönlichkeiten, die die Ministerpräsidentin nach freiem Ermessen berufen kann.



Bisherige Preisträgerinnen und Preisträger:

Günther Fleckenstein (1979)
Werner Hinz (1980)
Georg Hensel (1982)
Friedrich Dürrenmatt (1984)
Ludwig Harig (1985)
Dolf Sternberger (1986)
Tankred Dorst (1987)
Günter Strack (1988)
Hanns Dieter Hüsch (1989)
Martin Walser, Adolf Muschg, André Weckmann (1990)
Albrecht Schöne (1991)
Hilde Domin (1992)
Hans Sahl (1993)
Fred Oberhauser (1994)
Grete Weil (1995)
Mario Adorf (1996)
Katharina Thalbach (1997)
Harald Weinrich (1998)
Eva-Maria Hagen (1999)
Peter Rühmkorf (2000)
Mirjam Pressler (2001)
Herta Müller (2002)
Monika Maron, Wolf von Lojewski (2003)
Edgar Reitz (2004)
Thomas Brussig (2005)
Armin Mueller-Stahl (2006)
Udo Lindenberg (2007)
Bodo Kirchhoff (2008)
Volker Schlöndorff (2009)
Emine Sevgi Özdamar (2010)
Hans Werner Kilz (2011)
Uwe Timm (2012)

Doris Dörrie (2013)
Dieter Kühn (2014)
Bruno Ganz (2015)
Sven Regener (2016)
Joachim Meyerhoff (2017)
Yoko Tawada (2018)
Robert Menasse (2019)
Maren Kroymann (2020)
Nora Gomringer (2021)
Rafik Schami (2022)
Nino Haratischwili (2023)

Jury zur Verleihung der Carl-Zuckmayer-Medaille 2024:

Katharina Binz, Ministerin für Familie, Frauen, Kultur
und Integration (Vorsitzende)
Prof. Dr. Lothar Bluhm
Prof. Dr. Dagmar von Hoff
Prof. Dr. Andrea Geier
Petra Plättner
Günter Beck
Monika Böss
Nino Haratischwili (Preisträgerin 2023)
Dr. Horst Lauinger
Silke Müller
Petra Gerster
Ijoma Mangold
Susanne Schmaltz
Markus Müller
Melanie Mohr

Herausgeber: Der Ministerpräsident des Landes Rheinland-Pfalz

Koordination: Laura Demare, Laura Christ

Die Carl-Zuckmayer-Medaille wurde von Otto Kallenbach entworfen
(Repro Carl Nikolaus, Mainz).

2024

Alle Rechte vorbehalten
Staatskanzlei Rheinland-Pfalz und bei den Autoren

Fotos
Staatskanzlei Rheinland-Pfalz / Alexander Sell

Titelfoto
Arne Lesmann

Gesamtherstellung
TEAM 3 Mediengestaltung GmbH, Mainz-Hechtsheim